

Macht. Im Kriege war es die Angst und das Wort „Panzer!“, hier das Eingesperrtsein und das Verlangen: raus! heim! nur nicht zurückbleiben müssen!, das alle unter seinen Zwang stellte. Nicht umsonst zählten nach offiziellen Berichten die ausgebrochenen Gefangenen zuzeiten nach Tausenden. Ein Lager, das zur Auflösung bestimmt war, war nicht mehr zu halten. Die Luft war überladen mit Gerüchten und Unruhe. Alle wurden von einer Entlassungswut erfaßt. Niemand war mehr ruhigen Überlegungen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Entlassung zugänglich. Wer nicht zur Entlassung drängte, hatte entweder keine Heimat mehr und wußte nicht wohin, oder er getraute sich aus einem andern Grunde nicht nach Hause.

Wie im Leitmotiv eines Musikstückes das ganze Werk anklingt und zusammengefaßt ist, so war in dem, was das Wort „Entlassung“ für den Gefangenen deutete, alles zusammengedrängt, was sein inneres und äußeres Leben ausmachte, es war der Schrei, der alle seine Lieder und Flüche enthielt.

Es gab noch manches andere, was den Gefangenen beschäftigte, aber nicht alle zumal mit der gleichen Heftigkeit. Eine Mode kam auf, z. B. eine bestimmte Mützenform, ein besonderer Stoff, für den der Preis in Waren oder Geld über Nacht emporschnellte, um nach vierzehn Tagen wieder herabzusinken; ein Zwischenfall wühlte die Gemüter für einige Tage auf; Bastelarbeiten wurden begonnen und wieder eingestellt, getragen oder verlassen durch irgendeinen äußeren Zufall. Je nach Gelegenheit erfaßte der Sport, das Tischtennis, das Schachspiel, ein Vortrag, ein Theaterstück, das Kartenspiel kleinere oder größere Gruppen, belebte sie für kurze Zeit und verschwand dann wieder.

Zusammenfassend kann man sagen: ein Gefangenenlager, zumal ein großes, war eine Gemeinschaft, die sich selbst und jeden darin zersetzte; der Durchschnittsgefangene, der keine besondere äußere Aufgabe oder kein Innenleben hatte, zermürbte und zerriß sich selbst.

Wie in dieser schweren Lage der Christ, der Katholik sich verhielt, wie er versagte oder bestand, soll ein zweiter Aufsatz zeigen.

Gilbert Keith Chesterton

Von FRIEDRICH KNAPP

Bei den jüngstvergangenen „Internationalen Treffen“ in Genf fiel eines besonders auf, was man auch sonst bei Tagungen von Philosophen, Dichtern, Journalisten, Politikern beobachten kann: daß die marxistischen Redner fast aller Färbungen von einer etwas geheimnisvollen, aber deutlich spürbaren Vitalität erfüllt waren, die ihnen (nicht ihren Aussagen) ein starkes geistiges Übergewicht wider ihre „bürgerlichen“ Gegenspieler gab: das naive oder auch ideologisch unterbaute Sendungsbewußtsein, die Überzeugung sowohl von der Notwendigkeit wie von der Zwangsläufigkeit der Entwicklung nach ihrem

Sinn beflügelte sie. Man hielt ihnen Argumente entgegen, die sie aufgriffen oder auch nicht, aber auf keine Weise war jene Vitalität zu erschüttern, zu mindern; sie also war das eigentlich Bemerkenswerte. Einer der Tagungsteilnehmer schloß aus dieser Beobachtung, daß „die Forderung der Zeit also ein universal-umfassendes geistiges System sei, das den Kampf mit dem durch seine Geschlossenheit starken Marxismus aufnehmen könne und ihm dabei als Soziologie, ja als eine bis in die Theologie vorstoßende Philosophie schlechterdings überlegen sei“. Das ist in der Tat die Forderung der Zeit, simpel und den meisten ahnungsweise oder klar bekannt, aber so wichtig und so unsere ganze Existenz umfassend, daß sie immer von neuem ausgesprochen und unter verschiedenen Aspekten betrachtet werden sollte. Hier, wo es sich darum handelt, auf wenigen Seiten Leben, Werk und Wirkung eines nicht so sehr als Dichter wie als Universalisten wichtigen Mannes zu schildern, wurde jene Beobachtung und die daraus sich ergebende Schlußfolgerung deswegen zitiert, weil sie einen Schlüssel, vielleicht den Schlüssel zum rechten Verständnis von Gilbert Keith Chesterton bieten.

Eine kleine Besinnung zuvor: Das katholische Leben im ganzen, die katholische Literatur im besonderen stehen auch heute noch weithin im Schatten einer Entwicklung von Jahrhunderten, insbesondere aber des 18. und 19. Jahrhunderts, da angesichts des überwältigenden Fortschritts der Welt im Zeichen der aufgeklärten Philosophie, der aus ihr sich nährenden Naturwissenschaft, der aus der Naturwissenschaft sich entwickelnden Technik, der im Zusammenhang mit der Maschinenwelt förmlich wuchernden Vermehrung der weißen Menschheit die Christenheit sich einen „Turm“ baute und in ihn sich zurückzog, Fenster und Pforte säuberlich verschloß. Die „Welt“ ging ihren Weg, die Christenheit versuchte abseits der Zeit zu leben — etwas gefährlich Unkatholisches, etwas vor allem, das dem Wesen wirklicher Dichtung aufs heftigste widerspricht. Nun, es erwies sich, daß jener Weg der „Welt“ eine Sackgasse war und daß nur ideologische Winkelpfade, Kellerdurchschlüpfe vorgeblich aus ihr hinausführen; im ganzen hat das Säkulum mit bitteren Schmerzen und mit Verzweiflung einsehen gelernt, daß der Mensch nicht schlechthin autonom ist, daß er in den drei Dimensionen des Materialismus, in den vielleicht vier Dimensionen eines vagen Agnostizismus im Bombenkrater des Krieges, im Chaos des Individualismus, im Feuer einer Revolution, im Sumpf des Nihilismus sich selber auslöscht. Und so schauen sich die enttäuschten „Kinder der Welt“ heute nach allen Seiten um, wo sie Halt, Ordnung, Vertrauen, Sinn fänden. Die Ersatzreligion des militanten Nationalismus erwies sich als billig, grausam und trügerisch; die andere Ersatzreligion der „totalen Politik“, des rationalistischen Kalküls mit Menschen (genannt Kommunismus) fasziniert mit ihrer Systematik, ihrer teils scheinbaren, teils wirklichen Klarheit. Jene Macht aber, von der die Ersatzreligionen je und je auf Neben- und auf Umwegen ausgingen, die „religio“ selbst und schlechthin, sie ist nicht — noch nicht wieder! — „katholisch“ im Sinn der Allumfassung, der psychischen Macht, der sprühenden Vitalität. Sie hat noch nicht, nicht wieder jene Kraft

und das Strahlungsvermögen, um die anders gerichteten Geister zu bannen, zu ordnen, ihnen Weg und Ziel zu weisen. Die Frage, vor die sich jeder Katholik heute gestellt sieht, ist also nicht so sehr eine der Lehre als eine der Bewegtheit, der Überzeugungsfähigkeit, der „Ausbreitung“.

Das ist eine ebenso verheißungs- wie anspruchsvolle Lage, die uns obendrein sozusagen unvorbereitet findet. Denn je tiefer die Kluft zwischen dem Säkulum und dem Christen geworden war, um so verhängnisvoller wurde sie ja nicht nur für die heillose Welt, sondern auch für die Christenheit. Sie, die diesseits des Abgrundes lebt, denkt, betet, ist damit auf eine Art von der „Welt“ getrennt, die sie in manchen wesentlichen Bereichen blutarm, bewegungslos, vor allem wirklichkeitsfremd werden ließ. „Geborgenheit“ in einem durchaus nicht christozentrischen Sinn, wohin man bei uns auch sah. (Gewiß ist es falsch, die Schuld für diese Entwicklung wesentlich bei uns zu suchen — man mußte diesen Weg gehen, die Rettung der Seelen mußte mit einer Abkehr von der „Zeit“ bezahlt werden.) Wie aber das Unheil des autonomen Fortschritts im Geist begann und in der Literatur sich zuerst und am wütigsten auswirkte, so wird auch die Heilung wieder aus dem Geist anheben, in der Literatur eingeleitet werden. Es zeigt sich allenthalben, wie in der gesamten katholischen Literatur die Wendung von der Verteidigung gegen die „Welt“ zum Hineingehen in sie, zur Auseinandersetzung mit ihr sich vollzieht, während das Kirchenvolk noch weithin in der Abwehrhaltung, in der „Fremdheit“, ja zu einem Teil in der Hilflosigkeit ihr gegenüber, vor allem in der Tatlosigkeit verharret. Kein Zweifel, in der Theologie, der katholischen Philosophie, der sozialen Programmatik zeigt sich, daß Tür und Fenster des „Turmes“ aufgetan werden, daß ein neuer Mut, eine neue Entschlossenheit, ein neues Verständnis am Werk sind, daß wir zu ahnen, zu erkennen beginnen, wie sehr die verzweifelte und durcheinandergeratene, ihrer selbst ungewiß gewordene „Welt“ der Christenheit, ihrer Lehre, ihres Ordnungsbildes bedarf. Nun ist es aber so, daß vor allem der Dichter kraft seines gottgegebenen Ahnungsvermögens, seiner „Durchschaukraft“ (Bergson), seiner Lebensintensität dazu berufen ist, die klärenden, erleuchtenden, helfenden Worte zu finden — daß er der erste Brückenbauer zwischen Hüben und Drüben sein kann und sein soll. Ihm noch am ehesten ist die Kraft zuzutrauen, aus der Fülle der Erscheinungen, geistig-seelischen und materiellen Tatbestände und Sachverhalte ein „Bild“, eine glaubhafte und überzeugende und erhellende Anschauung zu gestalten. Die Voraussetzung ist freilich, daß der Dichter sich der Welt öffnet, sich in sie hineingibt, sie in sich eingehen läßt, daß er ohne Abirrungen in einen einseitigen Spiritualismus oder in einen nicht minder einseitigen und noch gefährlicheren Biologismus sich mit Stetigkeit den Urphänomenen zuwendet. Wir entdecken ja heute als etwas gleichsam Neues, daß die eigentlichen Themen der Dichtung uranfänglich und herkömmlich sind — Hunger, Last und Lust des Alltags, Liebe zum Weib, Liebe zu den Kindern, Sehnsucht nach Unsterblichkeit. (So entsteht überall dort, wo die entlegenen Themen gesucht werden, nicht große Dichtung — ein Fak-

tum, das besonders in deutscher Literatur und Literaturbetrachtung beachtet sein will!) Diesen Urphänomenen durch ein sozusagen gewissenhaft-nüchternes Sehertum so nahe zu kommen, wie es das Mikroskop des Naturalisten oder der Refraktor des Romantikers niemals kann, das ist das Anliegen der Dichtung. Sie wird dann notwendig auf Schritt und Tritt die Wahrheit des Wortes von Pascal entdecken: „Der Mensch weist unendlich über den Menschen hinaus.“

Wenn aber diese Sätze für die Dichtung schlechthin gelten, so doch in einem besondern und fordernden Sinn für die christliche Dichtung. Sie hat größere Möglichkeiten und darum größere Pflichten zu einer echten Begegnung mit der Wirklichkeit, und mag ihr solche Begegnung aus den geschilderten und auch noch aus andern Gründen schwer genug fallen, entgehen kann sie ihr nicht. Sie soll das Chaos, in dem wir leben, nicht auf Nebenwegen umgehen, sie soll sich nicht darüber erheben, sie muß es durchschreiten — sie muß realistisch sein in dem Sinne, den Goethes Satz meint: „Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige und ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter der das Absolute verborgen liegt.“ Das ist der Realismus, nach dem man Ausschau halten muß, denn er allein spiegelt die Fülle des Lebens, läßt im Chaotischen unserer geistigen und physischen Welt die Ordnung aufleuchten. Er allein hat die Erkenntnis, welche Voraussetzung jeder Ordnung ist — denn Erkenntnis ist unmöglich ohne überschauende und echte Kenntnis der Wirklichkeit. Gibt es schon diese — vom Hilferuf des verirrtten Menschen Gott abgerungenen — Genies? Die Menschen, die imstande sind, die Fülle der auseinander und durcheinander liegenden Dinge, Erscheinungen, Tatsachen zu ordnen, Klarheit in die Unendlichkeit von Problemen zu bringen, uns herauszuretten aus der Sintflut alles dessen, was die Jahrtausende abendländischer Kultur und insbesondere die Jahrhunderte der Neuzeit um uns und in uns aufgebaut, aufgetürmt und dann teilweise wieder zerstört haben? Gibt es schon die Genies, die die Kompliziertheit des Lebens, seine Vielfalt und Vielschichtigkeit ohne ideologische Vereinfachung erhellen, klären, sich darüber erheben? Es gibt zum mindesten einen Mann — Dichter, Zeitkritiker, Soziolog, Theolog —, der an Souveränität, Kraft, denkerischem und Ahnungsvermögen nicht seinesgleichen in unserer Zeit hat, der ebenso tief und hoch in der theologisch-psychologischen Vertikale wie in der einfach-menschlichen und dinglichen Horizontale vordrang: Gilbert Keith Chesterton.

Warum, wenn von diesem Mann und seinem Werk hier nur kurz die Rede sein soll und kann, eine so lange und vielverzweigte Einleitung? Weil ohne sie kaum erkennbar zu machen ist, worin Chestertons Wert und Wichtigkeit im allgemeinen und für das 20. Jahrhundert im besonderen liegen. Er ist wahrscheinlich der einzige Universalist, den es in diesem Jahrhundert bisher gab; der einzige vollkommene Katholik in dem spezifischen Sinn der Bewältigung aller wirklichen zeitgenössischen Anliegen und daher auch der einzige, der gleichermaßen die spiritualistische Oberschicht wie die emotionali-

stische Unterschicht anzureden versteht; er zuerst hat sich — aus seinem persönlichen Genie und aus den günstigen Voraussetzungen seiner Zeit und seines Landes — von den Gehemmtheiten freigemacht, die — wie zu zeigen versucht wurde — Folge der Trennung von Christenheit und „Welt“ waren und sind; er zuerst hat das große Werk begonnen und weithin geleistet: als ein bis in die letzten Fasern lebendiger Zeitgenosse, mitleidender und mithandelnder Mensch des 20. Jahrhunderts, Katholik zu werden, zu sein und das katholische Christentum bis in die letzten Verästelungen der modernen Welt einströmen zu lassen — seine Gültigkeit nicht „bloß“ als Religion, sondern als Lebens- und Ordnungsmacht zu erweisen. Kaum ein Wunder, daß er den Weltkindern wie den Christen oft ein Ärgernis oder eine fremdartige Erscheinung war und ist. Noch weniger ein Wunder, daß er lange noch nicht die Wirkung und Geltung erreichte, die der Wucht und dem Gewicht seines Werkes angemessen sind. Insbesondere unter Deutschen hatte er bisher noch kaum mehr als einen „guten Namen“ — wohl darum, weil bei uns schon immer die Innenschau auf Kosten des Blicks in die Weite gesucht und bewundert wurde, die Tiefe auf Kosten der Breite. Und obendrein haben wir seit Jean Paul vergessen, daß tiefer religiöser Enthusiasmus und ernsthaftes Grübeln nicht bloß heiter sein können, sondern es „eigentlich“ sein sollten . . .

„Indem ich mich“, berichtet Chesterton in einer autobiographischen Notiz, „in blinder Gläubigkeit, wie das meine Art ist, vor Autorität und Tradition der Älteren beuge, habe ich abergläubischerweise eine Geschichte aufgenommen, die ich jetzt nicht durch ein Experiment prüfen kann; danach bin ich am 29. Mai 1876 in Campden Hill geboren worden.“ Mit zwanzig Jahren, Student und Kunstschüler, schrieb er seine ersten Gedichte; sie wurden gut beurteilt, aber wenig gelesen; Chesterton war ein junger Journalist und Dichter unter vielen andern. Im Jahre 1900 aber fragte ganz London: „Wer ist dieser G. K. C.?“ Etwas, das ihn sehr wenig interessierte, der südafrikanische Krieg, hatte ihn plötzlich berühmt gemacht. Er hatte für die Buren Partei ergriffen, aber das taten viele Engländer als Quäker oder Pazifisten; er indes tat es, weil er Patriot war: „Wenn man an die Idee des Vaterlandes glaubt, muß man die Idee des Imperiums für eine Verirrung halten, sie ist ein lebenswidriger Kosmopolitismus und läuft darauf hinaus, dem Vaterland anderer Menschen zu schaden.“ So fern ihm die eigentliche Politik war — dieser Start ist doch bezeichnend für ihn: er sucht und findet einen durchaus gesunden Standpunkt, der doch wie ein Paradoxon wirkt, die Leute überraschte, viele von ihnen aufmerken ließ. Und zum zweiten ist es bezeichnend, daß der Dichter, der Ethiker, der Moralist, der Theolog Chesterton als Politiker seine Landsleute und auch viele Amerikaner zuerst anzureden vermochte — es hängt mit der angelsächsischen Selbstverständlichkeit zusammen, daß ein Mann, der überhaupt etwas zu sagen hat, auch im Bereich der Politik seine Stimme erhebt.

Aber dann kam der Dichter G. K. C. zu seinem Recht mit dem lyrisch-hymnischen Buch vom „Wilden Ritter“, kurz darauf mit der sturm- und drangvollen Ballade vom „Weißen Pferd“, einem wahren Nationalepos voll prächt-

tiger Kraft und Anschaulichkeit, erfüllt von einem starken Sinn für die geschichtswendenden Stunden des Abendlandes. 1907 kam der erste Essay-Band „Häretiker“, worin er sich mit all den modernen Ersatzreligionen und ihren Repräsentanten auseinandersetzte; schon sehr sicher, aber doch noch ganz als Engländer und Anglikaner. So gründlich wie sprühend lebendig geht er gegen die Meinung an, „es sei gleichgültig, was der Mensch glaube, wenn er nur glücklich sei“. Nein, der Mensch muß glauben, um glücklich zu sein: ohne festen Stand und sicheres Urteil muß er in Zeit und Welt ertrinken. Und so geht denn Chesterton auf die Suche nach einer vernünftigen Beantwortung der großen Lebensfragen; er analysiert auch die katholische Lehre und fragt sich, ob man nicht ihren „Kern“ sich zu eigen machen, die „Schale“ — Kirche — aber beiseiteschieben kann. Nein, die Kirche ist der „fortlebende Meister“, der mich morgen das lehren wird, was ich heute nicht begreife. 1908 folgte „Orthodoxie“ und kurz darauf „Das neue Jerusalem“. Nur das orthodoxe Christentum kann die Völker erhöhen, sich lieben und helfen lehren; „was sonst könnte den Menschen, dies einzige hohe Geschöpf, das erst zum wilden Tier wurde, als es aus seiner Ursprungsbestimmung ausbrach, wieder bändigen und der Gemeinschaft gewinnen?“ Die Dogmen sind vielleicht Mauern, aber Mauern, die eine kleine meerumbrandete Insel umziehen, worauf die Kinder unbesorgt spielen können, ohne von den Wellen weggespült zu werden. Der Mensch bedarf des Schutzes und der Lehre, er kann nicht völlig autonom sein. Kants Idealismus ist eine furchtbare Einbildung, Wegweiser auf dem labyrinthischen Pfad zum Übermenschen; wo treibt der im „totalen“ Individualismus und Materialismus verstrickte Mensch hin? . . . Indes können solch winzige Zitate nur andeuten, auf welchem Weg schon der junge Chesterton war, weiter nichts; denn das Wichtige ist ja bei ihm nicht allein, daß er etwas wollte, sondern daß er hundert bewegliche Formen fand, seine Erkenntnis auszusprechen, und daß diese „Formen“ von einer Zeiterfülltheit und Lebendigkeit waren, wie sie kein Moderner zu erreichen, geschweige zu übertreffen vermochte.

Es erschienen dann in den fast 25 Jahren bis zu seinem Tod in kurzer Folge und bunter Reihe noch einige Lyrikbände, nicht wenige Romane (man müßte aber eigentlich „Romanzen“ sagen), Biographien, kurze Erzählungen, philosophische Bücher. Von vielen nur einige Titel: Von den Romanen — „Menschenskind“ mit dem Helden Innozenz Smith, der als ein wahrer Narr Gottes um den Erdball marschiert und segelt, um überall mit tollen Streichen den Menschen zu helfen, alle Schalen der Gewohnheit zu brechen und der Lebensfreude Tür und Tor zu öffnen; „Das fliegende Wirtshaus“, worin der irisch-hanswurstische Kapitän Dalroy mit einem riesigen Faß voll Schnaps durch das trockengelegte England zieht, ein wahrer Ritter gegen den Puritanismus; „Der Held von Notting Hill“, die bis zum Übermut lustige und grundgescheite Geschichte vom Bürgermeister Wayne, der in einem Stadtteil von London das Mittelalter wieder erwecken will — in einer glaubenslosen Zeit notwendigerweise eine Vorform des Faschismus; „Don Quixo-

tes Wiederkehr“, worin unter einer wahren Symphonie des Gelächters der Bibliothekar Herne einen neuen „alten“ Ritterorden gegen den modernen Sozialismus gründet (dieses Buch, vor dem ersten Weltkrieg geschrieben, ist eine genaue philosophische Prophezeiung des abendländischen politischen Fiebers von 1920 bis — ja bis wann? denn auch die Fieberkurve von 1948 ist schon darin verzeichnet); „Der Mann, der zuviel wußte“ namens Herne Fischer, der in einer Fülle von spannenden Episoden die ganze grausliche Kompliziertheit und Korruption zeitgenössischen politischen, wirtschaftlichen, sozialen Lebens durchwandert; schließlich „Ein Pfeil vom Himmel“, der mächtige Band mit den Detektivgeschichten um Pater Brown, dieser vielleicht liebenswertesten Chesterton-Figur — unmöglich, kurz zu schildern, wie hier noch über Poe und Stevenson hinaus die Kriminalerzählung, also der Bericht von irgendeiner antisozialen Tat, zum Tiefseelot wird; der kleine dicke traurig-fröhliche und immer grundgescheite Kaplan mit dem Mondgesicht weiß wohl auch mit handgreiflichen Indizien umzugehen, aber er sucht und findet vor allem immer die seelisch-geistige „Spur“ und ihren Ursprung, oft mit einer theologischen mehr noch als psychologischen Argumentation, die selber schnellkräftig und tiefdringend ist wie ein Pfeil vom Himmel.

Dann die Essay-Bände: Etwa „Was unrecht ist an der Welt“, dieses mehr mit Meißel und Hammer als mit der Feder geschaffene Buch wider den Lieblingsgötzen „Fortschritt“, worin alle kulturellen, sozialen, politischen Modernismen analysiert, ja seziert werden — dennoch mit einer Helligkeit und strahlend-fröhlichen Souveränität geschrieben, die den Leser nicht mit gerunzelter Stirn und gesenktem Kopf verharren, sondern ihn aufspringen, lachen, erkennen — nach fröhlichen Taten suchen lassen. Und nicht anders ist es mit dem Buch „Wie denken Sie darüber?“; ob Chesterton da über Film, Radio, Demokratie, Psychoanalyse, Diktatur, Faschismus, Literarische Zensur, Ehe, Erbsünde, Tendenzroman, Prohibition, Buddhismus, Künftige Religion, Antisemitismus, Skeptiker als Kritiker schreibt — stets wiederholt sich derselbe Vorgang; man wird gepackt durch die Frische der Anschauung und die Kraft der Sprache, in den Kern des Themas geführt durch die Ursprünglichkeit und gerade Richtung des Denkens, überzeugt durch sichere Logik — und das alles wird einem leicht kraft des alles durchdringenden Humors und vor allem des Paradoxons, in dem Chesterton ein Meister schlechthin ist. Damit ist ein für das Verständnis und die Würdigung Chestertons höchst wichtiges Stichwort gefallen. In seinem religiös-philosophisch-psychologischen Hauptwerk „Der unsterbliche Mensch“ wird das besonders deutlich: Hier wird ihm das Paradoxon — das Auf-den-Kopf-Stellen der Logik, damit sie wieder auf die Beine kommt — zum Hauptmittel der Erhellung und Begründung seiner Fragestellungen ebenso wie seiner Thesen — auf dem Weg zu seinem, dem „allgemeinen“, also katholischen Weltbild. Man darf sagen: Durch Chestertons Geist wurde das Paradoxon zum modernen, auf weite Sicht wirksamsten Mittel des Ausdrucks dessen, was in allen abendländischen Lebensdeutungen ein Hauptanliegen war und bleiben muß, was zugleich ein Kernbeweis für die

„Richtigkeit“ christlicher Philosophie ist — die Auflösung der quälenden Heterogenität so vieler Erscheinungen in der *coincidentia oppositorum*. (Übrigens ist dieses Faktum der „Lösung des Widersprechenden in einer höheren Ordnung“ bezeichnenderweise die Ursache vieler moderner Konversionen geworden; auch für Ch.s eigene.) Auf den Inhalt der biographischen Bücher, die Chesterton schrieb, kann hier nicht eingegangen werden; es bezeichnen übrigens schon die Titel hinlänglich, worauf es in einer so kurzen Gesamtbetrachtung ankommt, nämlich Chestertons „Welt“: Da ist das wunderbar liebevolle Buch über Dickens, diesen wahrhaft unerschöpflichen Epiker, das Herz Englands und den Erzliebbling Chestertons aus Wahlverwandtschaft; die Monographie über Stevenson, worin dieser viel zu einseitig als „Romantiker“ gewertete große Poet in seiner ganzen Weite verstanden wird; das Buch über den alten Chaucer, diesen ebenso behaglichen wie kritischen Vater der englischen Epik; dann die Monographie über Chestertons Lieblingsheiligen St. Franziskus, worin besonders das Loblied der Alltags- und Kleinen-Leute-Liebe gesungen und einiges vom Klarsten über das Lebensgesetz der Christenheit gesagt wird; als eine Art Gegenstück dazu das Werk über den „stummen Ochsen von Urbino“, St. Thomas von Aquino, diese wahre Säule des Abendlandes; und schließlich das unleugbar tolldreiste und doch zugleich sehr fein zisierte über G. B. Shaw, diesen eigentlichen Gegenspieler Chestertons und zugleich seinen Freund.

Übrigens: Shaw! Es ist kein Lob für unser eigenes literarisches Leben in den letzten dreißig Jahren, daß der Allerwelts-Ironiker Shaw, dieser Mann der Fragwürdigkeiten und der Bodenlosigkeit schlechthin, bei uns fast kritiklos bewundert wurde (auch unter der Ägide von Goebbels, weil er eben jedem, auch einem nationalistischen Anarchisten, „etwas“ brachte), indes in England selbst Chesterton viel ernster genommen wird bei fast gleicher Bekanntheit; daß man dort wohl zu unterscheiden weiß zwischen einem unverbindlichen Denkspieler und seiner mit Spaß verbrämten Lebensverneinung, die dem Deutschen freilich immer „eingeht“, und einem *rocher de bronze* des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung und also einem in Wahrheit heiteren Dichter. (Von dem ja auch das wahrhaft realistische Wort stammt: „Die einzige standhaltende Grundlage für jeglichen Optimismus ist die Erbsünde!“) Die Brüderschaft mit allen gefallenen Gotteskindern, die sich da schon andeutet, ist aber ein Hauptkennzeichen Chestertons! Bei ihm findet man die jenseits aller Zeitmoden und Ideologien einzig stichhaltige, standhaltende Basis aller Demokratie: „Wir sind alle Könige im Exil!“ sagt er, einfach als Christ. Und darum, darum allein liebt er den kleinen Mann. Aus dieser Liebe kommt sein triftigstes Argument gegen Shaw und alle modernen Reformer: „Shaw, der jeglichen Idealismus heftig verspottet, hat das überspannteste Ideal aufgestellt, nämlich das Ideal eines neuen Wesens. In Wahrheit sehen geniale Leute wie er in unserer Zeit die Dinge nie so, wie sie in Wirklichkeit sind — sonst würden sie vor ihr in die Knie sinken. Sie hören nie auf, die Menschheit im stillen mit etwas zu vergleichen, was nicht menschlich ist

— mit dem Weisen der Stoiker oder mit dem ökonomischen Menschen der Fabier oder mit dem Ameisen-Menschen von Carl Marx oder mit Julius Cäsar oder mit Siegfried, dem Übermenschen. Das aber ist eine billige Art und Weise, die Menschen zu beurteilen, ihnen Wege zu weisen — daß man sie mit etwas vergleicht, was kein Mensch ist, nämlich mit einer halbschlächtigen Gottheit, die unklar im Schatten der Zukunft erscheint. Und so ist denn das einzige Element, das der Größe Shaws und all der lebenswerten Leute seinesgleichen abgeht: daß sie nicht leicht zufriedenzustellen sind! Sie können nicht begreifen, daß das Kostbarste und Wertvollste in unseren Augen nicht der Übermensch ist, sondern der Mensch! Der alte Mann, der gern sein Bier trinkt; die im Alltag verarbeitete Mutter, die zuweilen in der Messe einschläft; der Sünder, dem nicht ganz, aber fast wohl ist; der sinnliche Mensch, der Epikuräer, der Gott vor einem reichen Mittagessen dankt. Die Dinge, die auf diese wirkliche Kreatur gegründet waren, bleiben ewig. Diejenigen aber, die mit der Phantasie des Übermenschen rechneten und auf ihn zustrebten, sie sind mit den kranken Zivilisationen gestorben, denen sie allein ihre Entstehung verdankten. Jawohl, Weltreiche und Königreiche sind durch die ewige Schwäche zusammengebrochen, daß sie durch starke Menschen und auf starke Menschen gebaut waren. Die christliche Kirche wurde auf die Schwäche gebaut, und auch aus diesem Grund ist sie unzerstörbar; keine Kette kann stärker sein als ihr schwächstes Glied!“

Weil es mit dazu hilft, das geistige Wesen und die Wirkung Chestertons klar zu machen, sei auch von seiner Erscheinung und seiner Lebensart kurz die Rede. Er war ein Hüne von solchem Ausmaß, daß G. B. S. sagte, wenn man mit ihm spräche, so sei immer nur die eine Hälfte im Blickfeld des Partners. Und dieser Riese mit den großen lustigen Augen, mit einem mächtigen Sombrero auf einem langen Keltenkopf, in einen Karbonarimantel gehüllt, mit einem symbolisch gemeinten Stockdegen ausgerüstet auf seinen Abenteuerreisen durch das alltägliche England — er lebte mehr als zwanzig Jahre in der bezaubernden alten Kleinstadt Beaconsfield zusammen mit seinem besten Freund Hilaire Belloc. Dort wurde er auch, nachdem er es lange schon im Geist, in der Gesinnung, im Herzen gewesen war, Anno 1922 durch das Sakrament Katholik. Indes gibt es zwischen seinen früheren und den späteren Büchern wenig Unterschied; nur daß diese noch sicherer sind, daß ihr Licht ruhiger leuchtet. Er hörte auf das Tosen der Zeit, sprach mit seiner weithin vernehmbaren Stimme in sie hinein; seine Wunderlichkeit, die eigentlich nichts als ehrliche Natürlichkeit war, seine Liebe zum Humor und zum Paradoxon, die eigentlich nichts als das Ergebnis gesunden Menschenverstandes und christlichen Realismus' war — das alles machte ihn zu einer legendären Gestalt, heute noch in der Phantasie und im Bewußtsein vieler Verehrer lebendig, trotzdem der Mann Chesterton seit bald zwölf Jahren tot ist.

G. K. C. war hektisch-fröhlich und romantisch, ehe ihn sein wahrhaft freier Verstand, sein Verantwortungsgefühl und die Gnade zum Christen, zum Katholiken werden ließen — und er wurde ruhig-heiter, noch kräftiger,

sicherer und lebendiger zugleich (wenn doch die „sicheren“ Christen auch die lebendigsten wären!), als er es geworden war. Natur und Glaube, Charakter und Überzeugung, Temperament und Philosophie machten ihn gleichermaßen zu dem, was er ist und was ihn wichtiger macht als größere Philosophen, als „reinere“ Poeten, als „genauere“ Theologen: der lebendige, alle Ideologien, die widerspruchsvollsten Tatsachen, abständig gewordene Traditionen durchschauende und überwindende Programmatiker einer neuen und jungen, in ihrem Wesen, ihrer Seele die alten Quellen wieder aufdeckenden Katholizität. Bei Chesterton gibt es ethisch-sittliche Normen, aber kein Manichäertum, tiefe Schwermut, aber keinen Nihilismus, glanzvolle Heiterkeit, aber keinen Leichtsinn, lebendige Modernität, aber keinen Modernismus, innigste Frömmigkeit, aber keine Introspektion. Zunächst ist er noch allein auf weiter Flur mit seiner Predigt, seinem Beispiel, seiner Dichtung, seiner Philosophie von der Überlegenheit und der Freiheit und der intensiven Lebendigkeit und dem gottgewollten fröhlichen Herzen des Christen in dieser Zeit.

„Die Welt ist nicht eine Mietskaserne in einem Elendsviertel“, sagt er, „von der wir ausziehen möchten, weil sie so armselig ist. Sie ist die Burg unserer Väter mit wehender Flagge auf dem Turm, und je schlimmer es um sie bestellt ist, desto weniger sollten wir sie verlassen. Es steht hier nicht die Frage, ob die Welt zu traurig ist, um geliebt, oder zu heiter, um nicht geliebt zu werden; sondern es geht darum: Wenn man eine Sache wirklich liebt, so ist ihre heitere Seite ein Grund, sie zu lieben, und ihre traurige Seite ein Grund, sie noch mehr zu lieben!“ Und als Ergänzung dazu ein anderes Zitat, aus dem „Helden von Notting Hill“: „Es ist so leicht, feierlich zu sein, und es ist so schwer, heiter, ja frivol zu sein! Wenn der ehrenwerte Leser seine Augen einige Sekunden schließt und wenn er, sich dem geheimen Tribunal seiner Seele nähernd, sich selber fragt, was er vorzöge, wenn er gefragt würde, ob er in den folgenden zwei Stunden lieber die erste Seite der „Times“ voll von langen ernsthaften Artikeln oder die erste Seite von „Tit-Bits“ voll von kurzen Scherzen schreiben möchte, so wird der Leser antworten, wenn er der gewissenhafte Mensch ist, für den ich ihn halte, daß er hundertmal lieber aus dem Stegreif zehn Times-Artikel schreiben würde als ein unnützes Geschwätz für „Tit-Bits“. Die Feierlichkeit, eine schwerfällige und langweilige Feierlichkeit der Rede, ist die einfachste Sache der Welt, jeder kann zu diesem Ziel gelangen. Aus diesem Grund stürzen sich viele verbrauchte und wohlhabende ältere Herren in die Politik. Sie sind ernsthaft, weil sie nicht mehr genügend Geisteskräfte haben, um heiter-frivol zu sein.“ Mit seinem Humor und seinem Optimismus, also seinem Christentum als Nährboden beider hängt auch aufs innigste sein sicheres Gefühl für das wahrhaft Tragische und wirklich Romanhafte im Leben der „kleinen Leute“ zusammen, als Christ und nicht als Programm-Demokrat liebte er Gevatter Schneider und Handschuhmacher, darum ist ihm der „kleine“ Mann lieber als der „große“. Er wußte besser als fast alle seine Zeitgenossen und Glaubens-

brüder, was es jenseits aller Phrasen mit dem „Massenmenschentum“ auf sich hat; er war klar und couragiert genug, von der „massa damnata“ und von uns allen als „Königen im Exil“ zu sprechen — er wußte, daß grade in diesem Punkt die Christen eine größere Möglichkeit und eine härtere Verpflichtung zu einem so weiten wie tiefen Realismus haben als Fanatiker, Idealisten, Ideologen. (Das Motto in Wilhelm Raabes schönstem Buch „Stopfkuchen“ ist auch Chestertons Ruf und Lehre: „Es sprach der Herr zu Noah — geh heraus aus dem Kasten!“) Von hier aus ist nur ein Schritt zu Chesterton, dem Sozialethiker und Politiker, zu dem Mann, der das System des Syndikalismus — einer modernen katholischen sozialen Lebensordnung — ersann, dessen Leitsätze heute erst unter den Katholiken Englands und auch in der englischen Labour Party sich auszuwirken beginnen — ein System, in dem (ob bewußt oder unbewußt, weiß ich nicht) manches aus dem Gedankengut von Constantin Frantz und Donoso Cortès sich findet, das aber vor allem aus lebendiger Kenntnis unserer Realität die unumstößlich-„ewigen“ Erkenntnisse über die Beziehungen von Mensch zu Mensch zusammenschloß, das aus ironischer Ablehnung des nebulösen und doch allgegenwärtigen Fortschrittsideals zu den geistigen und physischen Grundfakten des sozialen Lebens durchdrang. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts stand Chesterton mit diesem seinem „Syndikalismus“ (dessen gute Modernität besonders im Vergleich mit dem ehemaligen österreichischen „Ständestaat“ einleuchtet) ziemlich allein. Aber heute zeigen sich — zunächst noch ohne unmittelbare Beziehung — allenthalben in Europa die ersten Ansatzpunkte zur Verwirklichung einer christlichen Lebensordnung, zugleich als Überwindung und nach der Überwindung des Chaos, in dem wir noch treiben.

Es ist unmöglich, hier von dieser Seite des Werkes und des Wirkens von G. K. C. ausführlich zu berichten, aber ein paar kurze Zitate mögen immerhin andeuten, wie klar, illusionslos, sicher er auch hier war: „Einer der begabtesten Agnostiker unseres Zeitalters fragte mich einmal, ob ich glaubte, daß die Menschheit schlechter würde? Ob sie nicht besser werden müßte? Er war überzeugt, daß dieses Entweder-Oder alle Möglichkeiten umfaßte. Er erkannte nicht, daß es nur Muster und nicht Gemälde, Prozesse und nicht Geschichten in sich schloß. Ich stellte die Gegenfrage, ob er annähme, daß Mr. Smith von Golders-Green zwischen dem Alter von dreißig und vierzig Jahren besser oder schlechter würde oder genau der nämliche bliebe. Plötzlich schien es ihm zu tagen, daß die Entscheidung von Mr. Smith selbst und davon abhängen dürfte, wie er sich entschließen würde, sein Leben weiterzuführen. Nie war es ihm in den Sinn gekommen, daß die Entscheidung davon abhängen könnte, wie die Menschheit sich entscheiden würde, fortzufahren, und daß ihr Weg keine gerade Linie, keine aufwärts- oder abwärtsgerichtete Kurve wäre, sondern dem Pfad eines Mannes quer durch das Tal entspräche, der hinginge, wo es ihm beliebte, und stehen bliebe, wo es ihm paßte, der in eine Kirche eintreten oder betrunken in einen Graben fallen könnte. — Das Leben der Menschen ist eine Geschichte, eine Aben-

teurergeschichte“. Und in dem gleichen Buch die merkwürdige Stelle, hier nur ob ihrer Zeitgemäßheit angeführt: „Die Christenheit wird zu einer von ihr mitgestalteten neuen Sozialordnung finden, oder sie wird wieder in die Katakomben müssen; all die, denen heute das mit einem franziskanischen Lächeln dargebrachte Opfer von Besitz und Vorrang unmöglich erscheint — wie werden sie sich in den Katakomben anstellen?“ Ein andermal schrieb er den Satz: „Ihr lobt die Schönheit eurer Maschinen, ihr freut euch an der schlanken Kraft eines Flugzeugs? Wäre nicht ein brennendes London, brennend dank der milden Gaben jenes Flugzeugs, ästhetisch noch erfreulicher, noch schöner?“ Das wurde vor dem ersten Weltkrieg geschrieben; dieser erste Weltkrieg kam, es kamen die wirren Jahre nach ihm. Und Chesterton konnte nun mit Fug und Recht einen andern Satz schreiben: „Die meisten modernen Dichter, und grade die besten und erfolgreichsten, beschäftigen sich in der zweiten Hälfte ihres Lebens damit, all das zu widerrufen, was sie in der ersten Hälfte gesagt und gepredigt hatten.“ Man vergleiche die Werke des alten mit denen des jungen Shaw, alles, was Wells geschrieben hatte, mit seinem todtraurigen literarischen Testament — man wird Chestertons Satz genau bestätigt finden und damit die Behauptung erwiesen sehen, daß er ein Realist voll Vertrauenswürdigkeit ist und einer von jenen Allerseltensten, die mit der Souveränität des Christen jenen élan vital, den unwägbaren und überzeugenden lebendigen Enthusiasmus in sich vereinen, von dessen Vorhandensein und Wirkung diese Schilderung ausging.

Zu guter Letzt die für den Mann, seinen Stil und die „Sache“ gleichermaßen bezeichnenden Schlußsätze aus Chestertons Bericht über seine Konversion:

„... Dies ist die zaubernde Romantik der Orthodoxie! Man hat sich törichterweise daran gewöhnt, von ihr als von etwas Schwerfälligem, Ödem, Geisttötendem zu sprechen. Nie hat es etwas Gewagteres noch Leidenschaftlicheres gegeben als die Orthodoxie. Es war Gesundheit: und gesund und kraftvoll zu sein ist dramatischer als toll zu sein. Es war das Gleichgewicht eines Menschen, der wild dahinstürmende Pferde zügelt, scheinbar nach rechts, dann wieder nach links einlenkt und doch in jeder Bewegung die Grazie eines Bildwerkes und eine zielbewußte arithmetische Präzision an den Tag legt. — In den ersten Zeiten warf sich die Kirche wie ein feuriges Schlachtroß ins Getümmel. Dennoch wäre es ganz falsch, wenn man behaupten wollte, daß sie, wie der nächstbeste Fanatiker, nur in eine einzige Idee verrannt war. Sie vollzog Schwenkungen nach rechts und nach links, wie um ungeheuren Hindernissen aus dem Weg zu gehen. Einerseits hielt sie den von allen weltlichen Mächten gestützten Arianismus am Zügel, der das Christentum zu sehr verweltlicht hätte. Als bald machte sie eine andere Schwenkung, um einen Orientalismus zu vermeiden, der eine zu große Abkehr von der Welt nach sich gezogen hätte. Die orthodoxe Kirche entschied sich nie für Kompromisse oder fügte sich den Konventionen; die orthodoxe Kirche ließ nie mit sich reden. Es wäre leicht gewesen, der weltlichen Macht der Arianer sich anheimzustellen. Es

wäre leicht gewesen, im calvinistischen siebzehnten Jahrhundert dem bodenlosen Abgrund der Prädestination sich zu überlassen. Ein Wahnsinniger zu sein, ist leicht; ein Häretiker zu sein, ist leicht. Es ist stets leicht, einer neuen Strömung Eingang zu gewähren; das Schwere ist, die eigene Fassung wohl zu bewahren. Es ist stets leicht, den Modernisten abzugeben, wie es stets leicht ist, ein Snob zu sein. Höchst einfach wäre es gewesen, in eine der offenen Fallen des Irrtums und der Übertreibung zu geraten, wie eine Sekte nach der anderen, eine Mode nach der anderen sie gestellt haben. Stürzen läßt sich immer leicht, es gibt zahllose Ecken, an denen man stürzt, nur eine, an der man sich zu halten vermag. In eine der Manieren der Gnostiker oder der christlichen Scientisten zu verfallen, das wäre in der Tat naheliegend und zahm gewesen; aber sie alle vermieden zu haben, dies war ein hinreißendes Geschick. Und so zog vor meinem innern Auge der Himmelswagen krachend über die Zeitalter dahin; die öden Irrlehren strauchelten und überstürzten sich, die romantische Wahrheit aber hielt sich taumelnd aufrecht.“

Das also ist G. K. Chesterton: ein gründlich tiefer und in christlicher Dankbarkeit lustiger Kommentator und Deuter des Lebens; ein fröhliches Gotteskind voll Gescheitheit und sogar Weisheit; ein im Wesentlichen des Begriffes guter Europäer; einer jener wichtigsten Zeitgenossen, in denen Glaube, Denken und Leben zur Einheit gedeihen; der freieste Erkenner der ganzen Wirklichkeit des Menschen; ein das Abenteuer in jeglicher Gestalt liebender „crusading author“ (Dichter als Kreuzfahrer); ein mutig-rauschen-des Freudenfeuer in einer mutlos-melancholischen Welt. Es gilt, was Shane Leslie von ihm schrieb: „Unschätzbar ist sein vergnüglicher und heilsamer Einfluß auf Gegenwart und Zukunft!“

Südamerika

Von CARLOS LEONHARDT S. J.

Immer wieder kann man feststellen, daß in der Alten Welt völlig unzureichende und irrige Vorstellungen über Südamerika verbreitet sind. Die Weite des Ozeans trennt jenen Erdteil von Europa, den riesige Einöden durchziehen und noch kaum erforschte Wälder bedecken, und dessen Geschichte von Greueln und Untaten angefüllt ist, wie es bei einem von Abenteurern eroberten Land kaum anders zu erwarten ist. Wohl kennt der Historiker die genialen, aus der Erfahrung geschöpften „Leyes de Indias“, die Gesetze der spanischen Überseeverwaltung. Aber ihre Ausführung lag in der Hand von Menschen, und diese waren beileibe nicht immer musterhaft. Wenn trotzdem in den katholischen Missionen des Landes bleibende, ja zum Teil glänzende Erfolge erzielt wurden, dann ist das großenteils ein Verdienst der Kirche und der katholischen Orden.

Leider wurde ihr von Segen begleitetes Werk in der Zeit der Aufklärung und Revolution — gerade von Europa aus — zum großen Teil vernichtet. An